

## Burgenforschung heute – Gedanken aus der Praxis

Thomas Biller

**E**s gibt Themen, die auf den wenigen Seiten eines Aufsatzes nur dann sinnvoll ansprechbar sind, wenn man sich auf Akzente und Denkanstöße beschränkt – das hier formulierte Thema ist von dieser Art. Den Stand der Burgenforschung zu charakterisieren, wenigstens für den deutschsprachigen Raum, und von ihm abzuleiten, was die Notwendigkeiten und Ziele zukünftiger Arbeit sein könnten – dies muss in so engem Rahmen natürlich eine Andeutung bleiben. Eine wissenschaftliche Gesellschaft, die Wartburg-Gesellschaft, die sich vor allem auch als Forum für die Vielzahl der Forscher versteht, hat jedoch einen derartigen Versuch zum Inhalt. Die Tatsache, dass ich vor einiger Zeit ein Buch<sup>119</sup> vorgelegt habe, in dem das hier abgehandelte Thema mit im Zentrum steht, ließ mir das Wagnis etwas kleiner erscheinen, denn was ich hier sehr knapp fassen muss, finden Sie dort breiter erläutert und begründet.

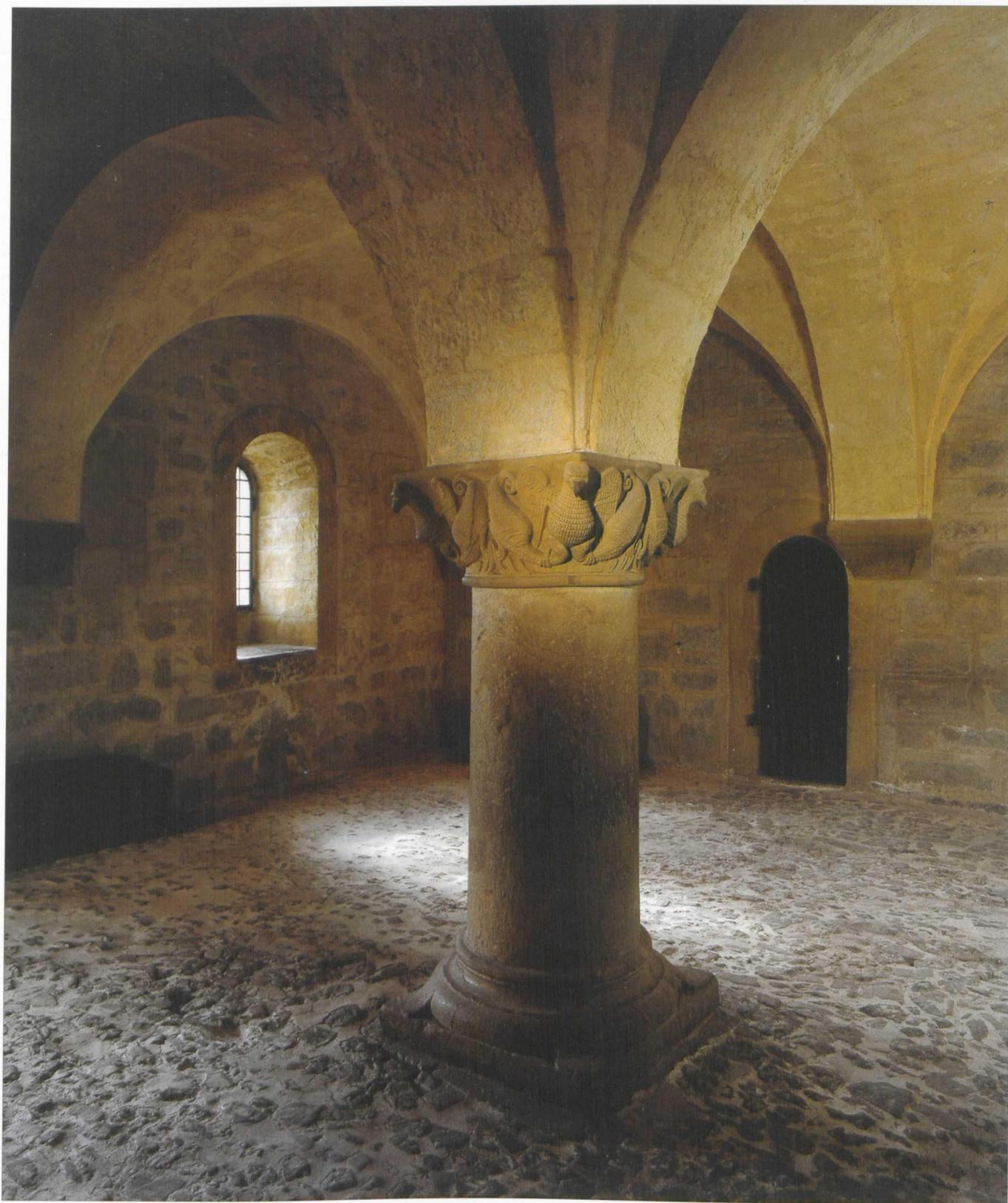
Hinter meinen Gedanken stehen letztlich persönliche, subjektive Erfahrungen - von denen ich jedoch vermute, dass viele der Leser sie nachvollziehen können. Es ist die jahrzehntelange Befassung mit einer Materie, die in diesem Zeitraum durch eine erstaunliche Fülle von Einzelforschungen zwar ständig bereichert wurde, die dabei aber den Versuch der analytischen Herausarbeitung von Entwicklungen und Zusammenhängen gleichzeitig immer schwieriger erscheinen ließ. Selbst hochinteressante Einzelergebnisse ließen zunehmend ein unbefriedigtes Gefühl zurück, weil nur selten sicher gesagt werden konnte, ob es sich wirklich um einen Einzelfall handelte – oder vielmehr um ein Beispiel für eine Entwicklung von grundsätzlichem

Interesse, die nur bisher nie als solche erkannt und dargestellt worden war. Die Auswertung der umfangreichen und verstreuten Literatur, aus der allein solche Fragen beantwortbar wären, erschien mit den Jahren immer weniger leistbar und die laufende Integration der Einzelergebnisse durch Personen oder Institutionen immer mehr als das zentrale, ungelöste Problem. Der Versuch, diesen Mangel mindestens erst einmal zu verstehen, führte geradlinig zum Nachdenken über die Entwicklung der deutschen Burgenforschung.

### *I Burgenforschung bis 1945*

Die forschende Befassung mit Burgen ist – so meine erste These – in Deutschland kein Kind der Wissenschaft im engeren Sinne, höchstens ein illegitimes Kind. Ihrer Natur nach sind Burgen historische Architektur, und es wäre daher – in jener Untergliederung der Wissenschaften, die im 19. Jahrhundert etabliert war – vor allem die Sache der Geschichte und der Kunstgeschichte gewesen, sich ihnen zuzuwenden. Beides war aber bis zum Ersten Weltkrieg, und im Grunde auch bis 1945, kaum der Fall. Zu nennen sind bis dahin seitens der Geschichte vor allem Werke zur Besitzergeschichte von Burgen, während die Kunstgeschichte fast total abstinent blieb (wenn man die Inventare, die naturgemäß keine überregionalen Zusammenfassungen bieten, einmal beiseite lässt). Die in vielfacher Hinsicht herausragende

<sup>119</sup> Der hier im wesentlichen unverändert, aber gekürzt abgedruckte Vortrag (erschien auch in: *Forschungen zu Burgen und Schlössern*, Bd. 1), der am 7. 3. 1993 auf der Wartburg gehalten wurde, bezieht sich in fast allen seinen Aussagen auf mein Buch »Die Adelsburg in Deutschland - Entstehung, Form und Bedeutung« (Deutscher Kunstverlag, Berlin/München 1993). Ich verzichte daher hier auf Einzelnachweise der wenigen Zitate und der angesprochenen Grundlagenliteratur.



Palas, sog. Rittersaal

Bemühung Georg Dehios, der um 1920 in seiner »Geschichte der deutschen Kunst« den Burgenbau knapp, aber äußerst weitsichtig in die allgemeine Kunstgeschichte integrierte, stand nahezu allein und macht die sonst übliche Vermeidung des Themas im Rückblick eher noch deutlicher.

Diese Zurückhaltung der universitären Fächer und ihrer anerkannten Vertreter bedeutet aber nicht, dass in jener Zeit nicht geforscht und publiziert wurde –, ganz im Gegenteil wurden sogar Grundlagen gelegt, die bis heute bedeutungsvoll sind. Allerdings waren die Verfasser dieser frühen Standardwerke Dilettanten, oft zwar Dilettanten im besten Sinne, mit guter Ausbildung und beruflicher Position, die aber ihre Forschungen mangels Rückhalt in den Universitäten oder den damals noch seltenen anderen Forschungsinstitutionen nur als Privatleute realisieren konnten. Folge dieser Situation war eine Beschränkung ihrer Beobachtungen und Analysen auf das direkt Sichtbare, das mit geringem Aufwand Dokumentierbare. Auch war ihr Bemühen durch die enorme Vielzahl der erhaltenen Bauten geprägt: Die Erfassung wenig bekannter Burgen schien lange Zeit grundsätzlich lohnender als das Vertiefen der Analyse eines schon bekannten Einzelbaues.

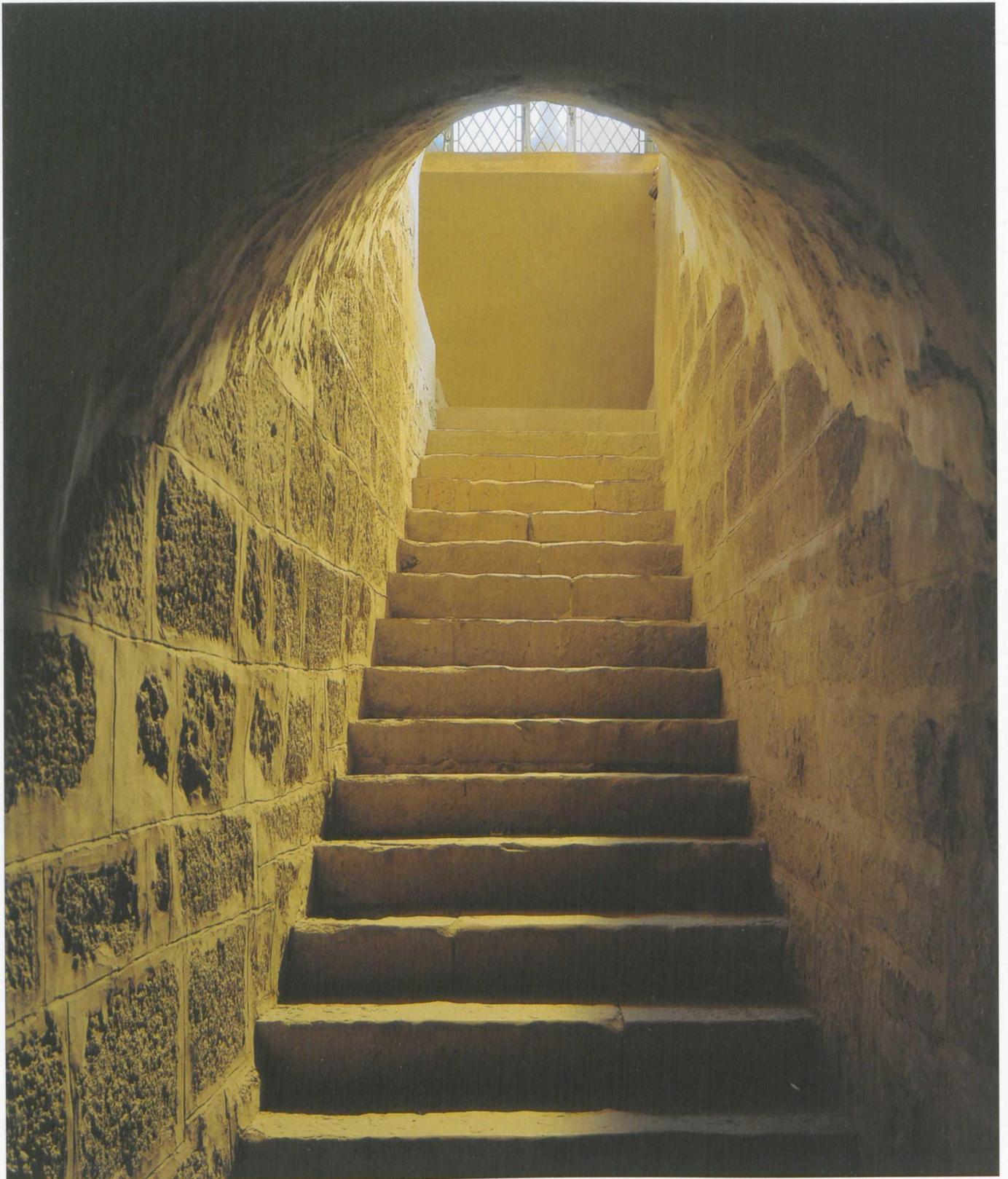
Betrachtet man etwa die bis heute wirkungsvolle »Burgenkunde« des Juristen Otto Piper, die bald nach 1900 ihre endgültige Form gewann: man findet in diesem dickleibigen Werk fast ausschließlich Begriffsdefinitionen. Die immer wiederkehrenden Bauteile von Burgen werden hier benannt und durch zahlreiche Beispiele anschaulich gemacht. Wenn wir alle heute wissen, was ein Bergfried oder ein Zwinger ist, dann »wissen« wir es deswegen, weil Piper und seine Generation seit nun hundert Jahren ihre definitorische Wirkung entfalten konnten (und wenn wir – so darf ich wohl ergänzen – bestimmte bauliche Phänomene manchmal allzu lange übersehen, dann vielleicht auch deswegen, weil Piper sie noch nicht erkannt hatte; ich erwähne etwa die zentrale Rolle von Wohntürmen, nicht etwa Bergfrieden, im Burgenbau des 11./12. Jahrhunderts).

Zudem – so meine zweite These, die ich aber eigentlich nicht für eine solche, sondern für schlichte Tatsachenfeststellung halte – haben die beschränkten Möglichkeiten dieser frühen Burgenforscher das Thema allzu lange als ein weitgehend ahistorisches erscheinen lassen und haben ihm damit einen entscheidenden Teil von dem vorenthalten, was es im Grunde erst interessant macht und die Integration in ein größeres Bild von Geschichte erlaubt. Die reine Beschreibung und die Erkenntnis fortifikatorischer Funktionsabläufe – beides noch heute zentrale Merkmale vieler Arbeiten zum Thema – genügen ja keineswegs, um das Wesen und die Funktionsvielfalt des Bautypus Burg zu treffen. Seine wirkliche Aussagekraft entfaltet er vielmehr erst dann, wenn er in seine Epoche zurückgestellt und wenn erkannt wird, wie er aus dieser hervorging und was er über sie aussagt. Diese historische Aussagekraft aber – dies die dritte These – ist im Falle von Burgen besonders schwer zum »Sprechen« zu bringen; den frühen Burgenkundlern in ihren privaten Studierstuben und auf ihren notgedrungen kurzen Begehungen im Gelände entzog sie sich so gut wie vollständig.

Wer sich mit mittelalterlichem Sakralbau befasst oder mit Ausnahmebauten wie etwa dem Wartburg-Palast, der kann durch Betrachtung ihrer zahlreichen, stilistisch geprägten Formen zur Einschätzung einer Stilentwicklung kommen und – über Vergleiche – zu einer zeitlichen Einordnung, die weit über den Einzelbau hinausgeht – zwar mit hohem Zeit- und Reiseaufwand, aber immerhin noch ohne allzu aufwendige Untersuchungsmethoden. Bei den Burgen, die in aller Regel arm an Stilformen sind und durch viele Umbauten geprägt, funktioniert das jedoch sehr selten – und deshalb blieben die frühen Werke zum Thema so seltsam unhistorisch. Pipers »Burgenkunde« bekämpfte zwar die bis dahin noch einflussreiche Meinung, viele Burgen oder zumindest Teile von ihnen seien römisch, aber damit ist sein Beitrag zu einer historischen Einordnung schon fast völlig beschrieben. Darüber hinaus hielt er im Grunde nur fest, dass Burgen als Typus (hoch)mittelalterlich seien – was ebenso richtig wie gänzlich



Palas, sog. Speisesaal



Palas, Treppe im Erdgeschoss (Strickhausen, Altwasser: 1. Obergeschoss)

unbefriedigend ist, vor allem wenn man es an der Differenziertheit heutiger archäologischer, stilgeschichtlicher oder gar naturwissenschaftlicher Datierungen misst.

Geht man ein Stück über Otto Piper hinaus und befasst sich mit einer anderen großen Gestalt der »Burgenkunde«, dem Architekten Bodo Ebhardt, so kann dies trotz deutlicher Nuancen die gegebene Einschätzung der Anfänge nur bestätigen. Zwar war Ebhardt Architekt und man könnte daher denken, er habe wenigstens am Rande eine wissenschaftliche Ausbildung durchlaufen, die ihn unmittelbar auf sein Forschungsthema hinführte. Genaue biographische Betrachtung erweist aber, dass eben dies nicht der Fall war. Auch Ebhardt, der nie eine Hochschule besucht hat, war in erster Linie von der Begeisterung und seinem Talent als Zeichner getragen, und wenn man seine umfangreichen Materialsammlungen betrachtet – schon seine Frühwerke über »Deutsche Burgen« und »Die Burgen Italiens« und noch weit mehr das Spätwerk »Der Wehrbau Europas im Mittelalter« –, dann vermisst man auch hier eine analytische und historisch einordnende Betrachtungsweise fast völlig. Man kann sich vielmehr kaum des Eindrucks erwehren, dass es sich bei der Fülle seiner Zeichnungen und Notizen um die aufwendigere Variante eines jener Skizzenbücher handelt, die Architekten im Historismus führten, um sich für ihre eigenen Bauten mit Motiven zu versorgen. Und in der Tat sind »Die Burgen Italiens« auf der Suche nach Vorbildern für den Wiederaufbau der Hohkönigsburg entstanden, und in der Tat hat Ebhardt bis in die nach-wilhelminische Zeit nach eigenem Verständnis selbst »Burgen« gebaut, d. h. Villen für Höflinge und Bürgertum in jenen romanisch-stauferzeitlichen Formen, die er von der Hohkönigsburg her kannte.

Im gleich folgenden Abschnitt soll eine Entwicklung der Burgenforschung dargestellt werden, die in den letzten Jahrzehnten weit über die im besten Sinne dilettantischen Anfänge hinausging. Dennoch kann ich meine Skizze über das erste Jahrhundert deut-

scher Burgenforschung nicht schließen, ohne wenigstens kurz auf Nachwirkungen zu kommen, die noch heute deutlich spürbar sind.

Über die auffälligste dieser Nachwirkungen, nämlich eine schiere Untrennbarkeit von wissenschaftlich sauberen Ergebnissen und populären, oft romantisch akzentuierten oder völlig überholten Annahmen, wird von Fachleuten meist nur im Verborgenen geklagt. Aber gelegentlich haben Wissenschaftler dieses die gesamte Forschungsszene mitbestimmende Problem auch explizit angesprochen. So stellte zum Beispiel der Historiker Hans-Martin Maurer in einer seiner bahnbrechenden Arbeiten 1967 fest, die Burgenforschung sei so stark von »unbelegbaren Behauptungen und Verallgemeinerungen« beherrscht, dass die meisten Wissenschaftler dem Thema in seiner Gänze regelrecht ablehnend gegenüberstünden, und in einer wenige Jahre alten Veröffentlichung findet man den verblüfften Stoßseufzer eines Mittelalterarchäologen: »Überhaupt scheint Burgenforschung bis dato ein Tumfeld interessierter Laien zu sein».

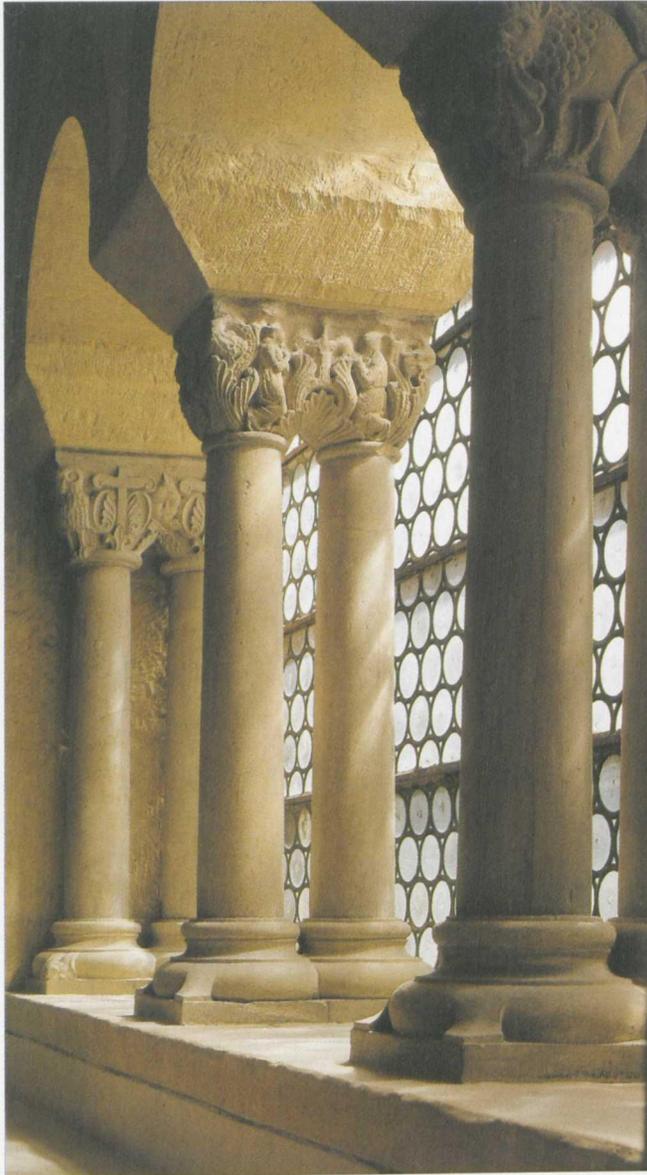
Das soll nun selbstverständlich nicht heißen, dass die Begeisterung für ein Thema etwas Schlimmes, und ebenso wenig, dass der Nicht-Inhaber akademischer Abschlüsse und Titulaturen definitiv unfähig zu fundierter Erkenntnis sei. Eine solche Behauptung würde eine Blindheit gegenüber vielen wichtigen Ergebnissen in der Geschichte der Burgenforschung voraussetzen, und auch jene bedeutende Chance unnütz vertun, die darin liegt, dass sich für Burgen – anders als für die meisten Bereiche historischer Architektur – eben auch viele »Laien« interessieren.

Worauf es ankommt, ist vielmehr Folgendes. Die Wissenschaft im Bereich der Burgenforschung konnte bis heute nicht zu jener prägenden und leitenden Rolle finden, die eben wirklich nur sie übernehmen kann, weil nur sie über die methodischen Voraussetzungen verfügt, die hierfür unabdingbar sind. Vielmehr kämpfen die vielen, meist



Palas, Festsaalgalerie





Triforium an der Ostwand der Kapelle

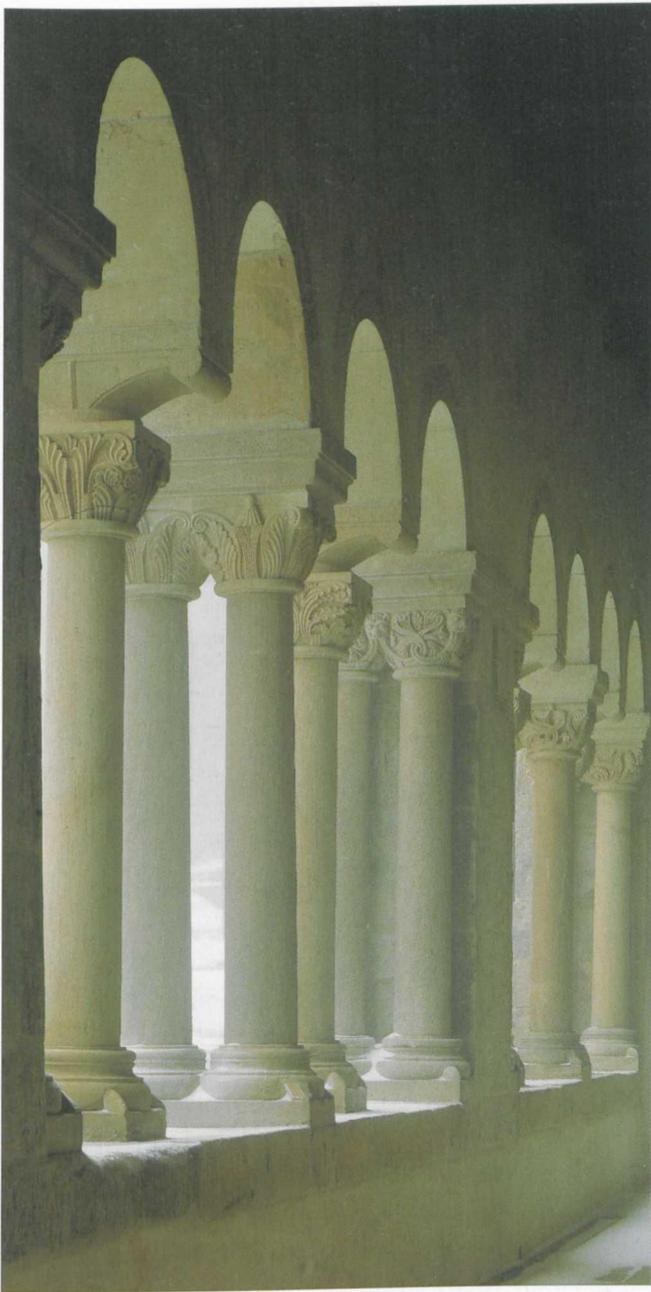
recht isolierten Forscher noch immer viel zu oft gegen eine diffuse, atmosphärisch bestimmende Auffassung, nach der eine Burgenforschung, die streng wissenschaftlicher Methodik verpflichtet ist, von keinem nennenswerten Gewinn sei, sondern geradezu Verschwendung angesichts der Tatsache, dass doch jeder ohnehin wisse, was eine Burg ist, und dass die »endgültigen« Werke zum Thema doch längst geschrieben seien. Auch diese Auffassung will ich hier nicht etwa öffentlich brandmarken –

angesichts der Zahl, der Verstreutheit und oft schweren Verständlichkeit der heutigen Forschungsansätze will sie mir vielmehr mindestens verständlich erscheinen. An der schädlichen Dauerwirkung, die sie auf die gegenwärtige und künftige Entwicklung des Faches hat, kann dennoch keinerlei Zweifel bestehen.

## II Burgenforschung nach 1945

In dem halben Jahrhundert nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich die Wissenschaft in Mitteleuropa – und weit darüber hinaus – höchst intensiv entwickelt, hat sie sich insbesondere in vielfältigster Weise spezialisiert und diversifiziert. Heute wird an so unendlich viel mehr Stellen geforscht als Anfang des Jahrhunderts, dass es schwerfällt, sich die Zeiten einer sehr elitären, auf wenige Institutionen und Persönlichkeiten festgelegten Forschung auch nur noch vorzustellen. Erst in diesen letzten Jahrzehnten – so eine weitere meiner Thesen – haben die lange etablierten Wissenschaften, aber auch neu entstehende Wissenschaftszweige begonnen, sich dem Thema der mittelalterlichen Adelsburg wirklich zuzuwenden.

Die Geschichtsforschung bzw. die Mediävistik hat dem Thema grundsätzlich einmal die Methodik zu bieten, die sie seit langem entwickelt hat: die sorgfältige Analyse und Interpretation der Schriftquellen. Wenn sie in diesen letzten Jahrzehnten dennoch nicht nur Wichtiges, sondern teils auch qualitativ Neues zum Thema beigesteuert hat, dann vor allem wohl deswegen, weil sie eine traditionelle Selbstbeschränkung auf die reine Schriftquellenanalyse hier oder dort aufzugeben und sich einer Befassung auch mit Bauwerken, archäologischen Ergebnissen und anderen »Quellengattungen« zu öffnen begann. Ein wichtiger Vorgänger dieser Herangehensweise war ja schon Georg Dehio, der zwar als eine der prägenden Figuren der Kunstgeschichte bekannt ist, der aber von der Ausbildung her Historiker war. Liest man etwa sein Spätwerk »Geschichte der deutschen Kunst«, so erlaubte es ihm gerade seine historische



Erdgeschossarkade von Innen  
(Strickhausen, Altwasser: Arkade des 1. Obergeschosses)

Betrachtungsweise, auch den Burgenbau in das Feld kunsthistorischer Betrachtung zu integrieren, zu dem er seinerzeit absolut noch nicht gehörte. Auch der schon erwähnte Hans-Martin Maurer ist ein Historiker, der gerade zu den »Bauformen der mittelalterlichen Adelsburg« – das ist der Titel eines

seiner wichtigen Aufsätze – grundlegende, weil von allen herrschenden Theorien unabhängige und allein auf Beobachtung beruhende Aussagen gemacht hat. Er war zudem der wohl erste, der die (südwestdeutschen) Burgen explizit und mit breiter Basis in den Schriftquellen als »Adelsburgen« beschrieben und sie damit als Ausdrucksform einer ganzen gesellschaftlichen Schicht kenntlich gemacht und definiert hat – und nicht als unmittelbare Willensäußerung einzelner staufischer Herrschergestalten bzw. der staufischen Dynastie insgesamt.

Eben diese Theorie der »staufischen Burg« war in den letzten Jahrzehnten der mit Abstand wirkungsvollste Beitrag der Kunstgeschichte zur Interpretation der Burgen in (Süd-) Deutschland – freilich ein problematischer Beitrag, dessen suggestive Wirkung auf der Knappheit und Anschaulichkeit seiner Formulierung und auf seiner weiten Verbreitung beruht, nicht aber auf Beweisführungen, die wissenschaftlichen Kriterien entsprechen. Hinter dieser Theorie standen letztendlich historische Erklärungsmuster, die man heute als überholt bezeichnen muss, insbesondere dort, wo sie den Adel als politisch willenloses Anhängsel des Kaisers interpretierten – während er sich in Wahrheit gerade im 12./13. Jahrhundert in einer vielfältig bewegten, emanzipatorischen Phase befand, die seinen Status für viele Jahrhunderte neu definierte. Aber dies führt geradlinig in einen der diskussionsbedürftigsten und schwierigsten Bereiche heutiger Burgenforschung und sei daher nur angedeutet.

Die Archäologie, d. h. der inzwischen recht gut funktionierende, an vielen Stellen auch institutionell halbwegs etablierte Zweig der Mittelalterarchäologie, hat es in den letzten Jahrzehnten zweifellos am erfolgreichsten verwirklichen können, ihre Ergebnisse als neu und aufregend zu präsentieren. Dies ist aber nicht nur einer gekonnten Vermittlung zu verdanken und auch nicht nur dem traditionsreichen und publikumswirksamen Mythos der Archäologie, der letztendlich selbst in der unspektakulärsten



Palas, sog. Sängersaal

Notgrabung immer ein Stück »Tut-ench-Amun« mitschwingen lässt. Vielmehr liegt es in der Natur des Gegenstandes: Burgen sind aus den Schriftquellen und aus ihren kargen Stilformen häufig nur ungenau datierbar, und daraus ergibt sich, dass selbst spärliche Funde oft schon einen erheblichen Erkenntnissprung begründen können. Nimmt man hinzu, dass die Archäologie allemal imstande ist – freilich mit hohem Aufwand an Geld und Arbeit –, bauliche Strukturen erkennbar zu machen, die vorher völlig unbekannt waren, also im wahrsten Sinne des Wortes Burgen zu »entdecken«, dann ist ihre besondere Rolle in der Burgenforschung hinreichend

erklärt. Auch die archäologischen Ergebnisse bedürfen freilich stets einer Interpretation und Einordnung, die allein mit den Mitteln der »Spatenforschung« nicht zu leisten ist und auch nicht nur mit hoch entwickelten naturwissenschaftlichen Methoden; mindestens die Schriftquellen wollen herangezogen werden, oft ist die Untersuchung des Aufgehenden notwendige Ergänzung und sind dies ebenso die datierenden Methoden der Kunstgeschichte. Glücklicherweise gehört auch die interdisziplinäre Zusammenarbeit zu den Traditionen der Archäologie; als herausragendes Beispiel im deutschsprachigen Raum muss die besonders aktive



Erdgeschossarkade, Teilansicht von zwei Biforien (Strickhausen, Altwasser: Arkade des 1. Obergeschosses)

schweizerische Burgenarchäologie genannt werden, die sich seit rund drei Jahrzehnten vor allem mit dem Namen Werner Meyer verbindet; Meyer ist selbst Historiker und sein Wirkungskreis folglich durch die ständige und fruchtbare Rückkopplung von Quellenforschung und Grabung gekennzeichnet.

Auch die Bauforschung – die Dokumentation und Analyse aufrecht stehender Bauten überwiegend durch speziell ausgebildete Architekten – hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten ihr Berufsfeld definieren und sichern können. Diese Entwicklung ging insbesondere von den Denkmalämtern aus, deren Ansprüche an eine restaurierungsvorbereitende bzw. baubegleitende Untersuchung glücklicherweise gestiegen sind. Nahezu jedes Landesdenkmalamt besitzt heute bereits ein Referat »Bauforschung«,

und – was zahlenmäßig in der Praxis noch wirksamer ist – es ist eine gewisse Anzahl freiberuflicher Büros für Bauforschung entstanden. Leider bleiben deren durchaus zahlreiche Untersuchungsergebnisse in ihrer wissenschaftlichen Wirkung bisher allzu beschränkt. Denn der Bauforscher ist, wie sein natürlicher Bündnispartner, die Denkmalpflege, viel zu häufig gezwungen, sich an aktuellen Bauvorhaben zu orientieren, deren Notwendigkeiten von jedem gelenkten Erkenntnisinteresse weit entfernt sind. Seine Arbeit hat also oft den Charakter einer »Notgrabung« – um einen archäologischen Begriff analog zu verwenden; nur auf einzelnen Forschungsgebieten, vor allem in der Hausforschung, ist der Austausch von Ergebnissen inzwischen soweit organisiert, dass man in gewissem Maße von einer unabhängigen Handlungs- und Entschei-

dungsfähigkeit des Wissenschaftszweiges als solchem sprechen mag.

Dennoch meine ich aufgrund persönlicher Berufserfahrung, dass der bisher viel zu geringe Einfluss von Bauforschungsergebnissen auf die wissenschaftliche Gesamterkenntnis einen noch tieferen Grund hat. Architekten werden nun einmal als »Planer« ausgebildet, die das Neue zu schaffen, das Alte höchstens randbereichlich zu berücksichtigen haben, und das sehr begrenzte analytische Rüstzeug und Grundlagenwissen, das ihnen in allzuwenigen Pflichtstunden »Baugeschichte« vermitteln wird, reicht in aller Regel nicht aus, ihnen ein wissenschaftliches Arbeiten und dessen Ziele zu vermitteln. Deswegen gibt es in gewissen Bereichen der Bauforschung eine starke Tendenz, die perfektionierte Zeichnung nicht nur in den Mittelpunkt der Tätigkeit zu stellen, sondern sie mehr oder minder zum einzigen Ziel der Forschung zu erheben; der Druck des Arbeitsalltages trägt dazu Entscheidendes bei. Die Einbeziehung historischer oder kunsthistorischer Erkenntnisebenen in das eigene Arbeiten und die Vorlage der Ergebnisse auf einer breiteren Diskussionsebene wie Tagung und Publikation ist bisher selten, was bedauerlich ist, denn zweifellos steckt in den Dokumentationen der Bauforscher eine Fülle neuer Erkenntnis.

Dies darf jedoch nicht als Kritik begriffen werden, die sich auf den einzelnen Bauforscher richtet. Es scheint eher so, als ob eine wissenschaftliche »Kultur« der Bauforschung, um es einmal so zu nennen, erst in den Anfängen steckt und einfach noch einige Jahrzehnte zu ihrer Entfaltung benötigt (wobei ich die Forschung in unseren Breiten meine; der Grabungsarchitekt in der klassischen Archäologie hat eine weit längere Tradition aufzuweisen).

### III Zusammenfassung

Es ist keine Frage, dass die Flut von Einzeluntersuchungen und -veröffentlichungen, die wir seit Jahrzehnten gewohnt sind, keineswegs verebben wird. Soweit es sich dabei um wissenschaftlich saubere

Ergebnisse handelt, die insbesondere Klarheit bezüglich der Gestalt, der Datierung und Interpretation von Einzelbauten schaffen, ist diese Flut auch durchaus zu begrüßen, oder vielmehr: Sie ist mit ihrer vertieften Auseinandersetzung unabdingbar notwendig, wenn wir Klarheit über das Gesamtphänomen der mittelalterlichen Adelsburg gewinnen wollen. Die Aufgabe, die darüber hinaus jedoch Einsatz und Engagement verlangt, besteht in allem, was geeignet ist, die Forscher, ihre Ergebnisse und Ideen *miteinander* in Kontakt zu bringen und *das Übergreifende und die gesamthafte Interpretation* zu fördern.

Burgenforschung ist so interdisziplinär wie wenige Fachgebiete. Der Historiker, der Archäologe, der Bau- und der Kunsthistoriker, um nur die wichtigsten zu nennen, sie alle können mit gleichem, gutem Recht sich »Burgenforscher« nennen und auf wichtige Beiträge in Vergangenheit und Gegenwart verweisen. Dass sie direkt und konstruktiv miteinander kommunizieren, dass sie gegenseitig ihre Methoden, deren Möglichkeiten und Grenzen verstehen könnten, das mag an machen Stellen schon erreicht sein – dass es hier dennoch enormen Nachholbedarf gibt, ist gleichwohl meine Erfahrung und Überzeugung. Für diesen ständigen Austausch fehlte bis vor einem Jahrzehnt eine organisatorisch sichere Grundlage, eine Institution im weiteren Sinne. Sie muss nicht nur dauerhaft sein, sondern vor allem auch kontaktstark und offen, denn sie hat es eben nicht mit einer überschaubaren Zahl von hochspezialisierten und als solche etablierten Burgenforschern zu tun, sondern mit dem dynamischen Wechsel zahlreicher Forscher, die sich zeitweise oder in einem Randbereich ihrer Arbeit dem Thema »Burgen« zuwenden. Nichts wäre unter solchen Umständen verfehlter als ein Zusammenschluss von betont elitärem, auf Abgrenzung bedachtem Selbstverständnis – er würde nicht verhindern können, dass die Masse der Forschungen weiterhin isoliert bleibt und sich aneinander vorbei entwickelt.



Palas, Kapelle